

Der Weg der Sammlung

Von Eugen Biser, Heidelberg

„Nach innen geht der geheimnisvolle Weg“, sagt Novalis aus der Erfahrung seines kindlich-weisen Herzens. Und er wiederholt mit diesem Wort nur, was die Meister des geistlichen Lebens zu allen Zeiten, zumal aber in den Hoch-Zeiten christlicher Innerlichkeit bezeugten. Uns Menschen von heute berührt ihre Kunde von dem mühsamen und doch beseligenden Weg nach innen ebenso vertraut wie fremdartig. Denn unsere Zeit hat zwar Abgründe, aber keine Tiefe, Probleme, aber keine Innerlichkeit, Erkenntnisse, aber kein Bei-sich-sein in der Sammlung des Herzens.

Der Weg der Sammlung ist aber nicht nur schwer zu finden; er ist schon schwer zu beschreiben. Denn es gibt keinen Aussichtspunkt, von dem aus sein Verlauf abzusehen wäre. Was es mit diesem Weg auf sich hat, woran er röhrt und wohin er führt, das erfährt im Grunde erst derjenige, der ihn wirklich beschreitet. Und er erfährt es mit jedem seiner Schritte mehr. Aber gibt es nicht wenigstens wie bei sichtbaren Wegen so etwas wie einen Wegweiser, der über Ziel und Richtung Auskunft gibt? Das gibt es wirklich, und sogar mehr als das! Was uns in unserer Ratlosigkeit zu Hilfe kommt, ist nämlich nicht von der Art eines Zeichens, das man hinter sich lassen muß, um auf dem von ihm bezeichneten Weg voranzukommen. Es ist ein *Bild*, das nach dem entscheidenden ersten Schritt auf der gesamten übrigen Wegstrecke voranleuchtet. Aus der Fülle der Sammlung geschöpft, *führt* es seinem ganzen Wesen nach dorthin, wohin es zeigt. Als Bild ist es Weisung und Geleit zugleich.

Das Bild, von dem die Rede ist, spricht uns um so lebendiger an, als es ganz der Situation des „Unterwegs“ entnommen ist und in dessen Unrast die Ruhe der Sammlung vergegenwärtigt. Es entstammt dem sogenannten Reisebericht des Lukasevangeliums und zeigt Jesus bei kurzer Rast im Haus von Maria und Martha, indes sein Antlitz, wie der Evangelist betont, nach Jerusalem, und das heißt todwärts, gerichtet ist. Es ist, als sei etwas von der Unruhe des Weges in das stille Haus eingedrungen, ja als habe es sich der einen der beiden Frauen, der Martha, ganz und gar bemächtigt. Jedenfalls wählt der Evangelist bewußt Worte aus der Sprache des geschäftigen und betriebsamen Menschen, um ihr Charakterbild zu zeichnen. Ganz anders ihre ungleiche Schwester Maria. Statt sich um die Bewirtung des hohen Gastes zu sorgen, setzt sie sich unbekümmert, als sei dies das Gegebene, ja einzige Mögliche, ihm zu Füßen, um sein Wort zu hören. Und nicht genug damit. Ihr Verhalten findet die volle Anerkennung Jesu, während Martha, die doch alles Recht auf ihrer Seite glaubt, den Tadel hinnehmen muß: „Martha, Martha, du sorgst und beunruhigst dich um vieles; eines nur ist notwendig. Maria hat den wahrhaft guten Teil erwählt, der ihr nicht weggenommen wird“ (Lk 10, 38—42).

Worin besteht dieses wahrhaft Gute, das sich Maria erwählte? Doch offensichtlich darin, daß sie so ganz selbstverständlich das Unselbstverständliche tut. Fraglos bildet dieses schlichte Tun die Achse der ganzen Erzählung; hier wird die Beschreibung zum Symbol, zum Bild. Nicht umsonst fehlt jede Andeutung über das Gespräch, das

Jesus mit ihr führte. Nicht *was*, sondern *dass* sie hörte, ist wichtig. Daß sie Jesu Worte lauscht, bestimmt ihre Haltung, innerlich ebenso wie äußerlich. Sie ist die wesenhaft Hörende und dadurch Jesus Zugehörige. Zu seinen Füßen sitzend, gibt sie sich ihm mit ihrem ganzen Herzen, ihrem Denken und Sein zu eigen, um sich alsdann, beglückt und erfüllt, aus seinem Wort zurückzuempfangen. Man hat ihr Bild solange nicht voll erfaßt, als man nicht dieses geheimnisvolle Strömen bemerkt, das sie mit Jesus verbindet und das ihr Leben mit dem seinen wie in einen einzigen Kreislauf zusammenfaßt. Und in eben diesem heiligen Kreisen ist sie gesammelt. Nicht wie ein buddhistischer Mönch, dem über seiner Meditation buchstäblich Hören und Sehen vergeht, sondern wie eine Rose, die dann am schönsten, dann ganz sie selbst ist, wenn sie sich voll dem Sonnenlicht öffnet. Als die Hörende ist Maria in sich gesammelt, und als die Gesammelte zugleich ganz hörend, ganz aufgetan.

Und damit hat die kleine Szene des Lukasevangeliums auch schon beantwortet, um was wir sie fragten. Wir sind, wenigstens grundsätzlich, über den *Weg der Sammlung* belehrt. Wir wissen jetzt, wie wir ihn finden können, aber auch, wohin er führt. Denn der Weg der Sammlung ist kein anderer als der *Weg des Hörens*, des gehorsamen Hörens auf Gottes berufendes Wort. Das verkörpert die Gestalt der Lauschenden zu Jesu Füßen. Indem sie es leibhaftig darstellt, zeigt sie zugleich, daß sich das zum menschlichen Existenzakt gewordene Hören, wie es der redende Gott beansprucht, nicht im aktuellen Aufhorchen und Hinhören erschöpft, sondern *bleibende Zugehörigkeit* stiftet. Wer Gottes Wort mit bereitem Herzen hört, gehört ihm eben dadurch auch schon an. Wie die ins Sinnbildliche überhöhte Mariengestalt bezeugen dies auch die übrigen „Hörer des Wortes“, von denen das Neue Testament berichtet. Da sie den Anruf Gottes vernehmen, wissen sie sich auch von ihm in Pflicht genommen, mit ihrem ganzen Dasein an ihn verwiesen, ihm zugehörig. Und sie lassen auch keinen Zweifel daran, was sie unter dieser Zugehörigkeit verstehen. Am eindringlichsten spricht davon Paulus, der sich auf Leben und Tod dem Wort verschrieben weiß, und er spricht davon am deutlichsten an der Stelle des ersten Korintherbriefes, wo er sich von den Mißverständnissen und Fehlurteilen abgrenzt, wie sie in der angeredeten Gemeinde umgingen. Sie lautet: „Alles gehört euch, ob Paulus, Apollos oder Kephas, ob Welt, Leben oder Tod, ob Vergangenes oder Zukünftiges: alles gehört euch; ihr aber gehört Christus, und Christus Gott“ (3, 21 f.).

Wenn der Weg der Sammlung wirklich der des Hörens ist, und wenn dieses Hören seinerseits in der Tat als etwas Zuständliches, als Zugehörigkeit verstanden werden muß, dann ist das Pauluswort wie kaum ein anderes geeignet, den *Verlauf* dieses Weges, seine *Phasen und Verwandlungen* zu verdeutlichen. So verstanden, übersetzt es die stumme und doch so einleuchtende Zeichen-Sprache des lukanischen Berichtes in die uns geläufige Sprache der unterscheidenden Bezeichnungen. Überlassen wir uns ihrer Führung!

I.

Alles gehört euch

Alles gehört euch! — so lautet der erstaunliche Titel, mit welchem Paulus den Eingang in das Reich der Sammlung überschreibt. Gerade darauf waren wir am wenigsten gefaßt. Besagt denn Sammlung nicht das genaue Gegenteil davon? For-

dert sie nicht vor allem andern einen Akt der *Abkehr* von allem um des Einen und Einzigsten willen? Müssen wir uns denn nicht zuerst einmal von dem Vielen und Vielzuvielen, an das wir ständig weggegeben und verloren sind, zurückziehen, um bei uns selbst und unserm Gott zu sein? Heißt sich sammeln darum nicht in allererster Linie soviel wie loslassen, sich frei und leer und arm machen, sich selbst mit allem, was einen bedrückt und beglückt, aufgeben und sich mit leeren Händen Gott anheimgeben? Die Heftigkeit, mit der sich Einwände dieser Art aufdrängen, deutet zweifellos darauf hin, daß sich in ihnen etwas Richtiges zu Wort meldet, das nicht übersehen werden darf. Und Jesus gibt ihnen auch ausdrücklich Recht, wenn er Martha vorwirft, sie kümmere sich um Allzuvielen, während die ihm zu Füßen sitzende Maria das Eine Notwendige gewählt und gefunden habe. Kein Zweifel: das Eine Notwendige, um das es auf dem Weg der Sammlung geht, wird nur um den Preis des Allzuvielen erkauf. Den verborgenen Schatz kann nur haben, wer sein ganzes Hab und Gut darangibt; die kostbare Perle gehört nur dem, der alles übrige dagegenetzt. Nur wer zu verlieren weiß, wird gewinnen; nur wer den Tod des selbstsüchtigen Menschen zu sterben bereit ist, wird leben. Der erste Schritt auf dem Weg der Sammlung gelingt nur mit blutendem Herzen. Ihn tun, heißt wirklich verlassen, entsagen, scheiden.

Allzu heftig aufgeworfene Fragen laufen aber auch stets Gefahr, über ihr Ziel hinauszuschießen und dabei Wichtiges, wenn nicht Entscheidendes zu übersehen. So auch hier. Noch nicht einmal auf der ersten Wegstrecke der Sammlung hat der Verzicht das letzte Wort. Wenn auch aller Anschein dagegenspricht, so lautet dieses Wort eben doch: *Alles* gehört euch. Das aber ist nicht mehr die Sprache der selbstgewählten Verarmung und Vereinsamung, sondern die Sprache der *Fülle und der Erfüllung*, des beseligenden Eins- und Innseins. Und das ist die Sprache des Bildes, das uns auf dem Weg der Sammlung voranleuchtet. Hält sich denn die zu den Füßen des Meisters sitzende Maria wirklich so untätig abseits, wie es ihr die rührige Schwester vorwirft? Atmet ihre Ruhe denn nicht die Gewißheit, daß auch von ihrer Seite, ja von ihr sogar in erster Linie *alles getan* ist, was dem hohen Gast gebührt? Gewiß, sie trägt ihn nicht, wie Martha, auf ihren Händen. Aber trägt sie ihn dafür nicht umso mehr auf ihrem Herzen? Gewiß, ihr fehlt jener unruhige Blick der Schwester, der, von einem Gegenstand zum andern gleitend, auf alles gerichtet ist, am Ende aber doch Gefahr läuft, nichts einzubringen. Ist die Beschauliche im Vergleich dazu nicht doch, und zwar in einem viel wesentlicheren Sinn, *bei allem und allen*, und zwar einfach deshalb, weil sie, zu den Füßen Jesu sitzend, ihren Platz am *Herzen der Welt* gefunden und eingenommen hat? Ist nicht gerade der Kelch ihrer Ruhe, weil es die Ruhe der Sammlung ist, randvoll gefüllt mit *Wirklichkeit*?

Das steht zu allen gewohnten Vorstellungen vom Wesen der Kontemplation so sehr im Widerspruch, daß es sich nahelegt, den Beweis dafür von einer extremen Gegenposition her anzutreten. Sie findet sich nirgends deutlicher ausgeprägt als dort, wo die Gottesleugnung bei sich selber Einkehr hält, um ihre Verneinung des Göttlich-Größten in ein Ja von letzter Kraft und Größe umzusetzen. Das aber ist genau der Fall in Nietzsches Zarathustra. Nicht umsonst hat der Dichter dieses erklärten „Gegen-Ideals“, wie er in seinem Lebensrückblick versichert, bei seinem entscheidenden Inspirationserlebnis den Eindruck, als drängten sich die Dinge selber an ihn

heran, um sich zum Gleichnis anzubieten, ja als täten sie vor ihm alle „Wort-Schreine“ und Seinsgründe auf, um ihn mit ihren Reichtümern zu begaben. Wenn nun aber schon das antichristliche Gegenbild der Sammlung, wie es Nietzsche entwirft, in kosmischem Farbenreichtum erglänzt; wieviel mehr muß dann erst die in Christus gründende Kontemplation aus der Fülle kreatürlicher Wirklichkeit schöpfen!

Daß der Einstieg in das Reich der Sammlung tatsächlich dem Leitwort „Alles gehört euch“ untersteht, lehrt dann aber vor allem das Zeugnis der Eingeweihten; der wahrhaft Kundigen auf dem Weg, der nach innen führt. Mit leeren Händen wußten sie sich doch überreich, in der Abgeschiedenheit noch allen verbunden, in der scheinbaren Untätigkeit der *vita contemplativa* von entscheidendem, ja weltbewegendem Einfluß. Es genügt, stellvertretend für viele Namen, Franz von Assisi zu nennen, der in seinem „Sonnengesang“ das beredteste Dokument welterfüllter Spiritualität schuf. Doch auch ein so nüchterner Geist wie Thomas von Aquin kann als Kronzeuge dafür angerufen werden. Für ihn ist der Kontemplative der Gott Liebende, dessen Liebe sehend, und das heißt für Thomas: Gottes als des Seinsgrundes aller Wirklichkeit ansichtig wurde. Weil dieses *contemplari* aber im Unterschied zu anderen Sehweisen der Liebe entspringt, stiftet die kontemplative Schau auch stets lebendige Gemeinschaft mit dem Erschauten. Als sehend gewordene Liebe ist die Kontemplation zugleich liebend inneseiendes Sehen: ein Sehen, das sich erst in der Einung mit dem Erschauten erfüllt. Kein Wunder, daß die Meister der christlichen Innerlichkeit von da an unaufhörlich das Seinsglück bezeugen, das ihnen auf dem Weg der Sammlung zuteil wurde. Sie alle fanden — mit Novalis gesprochen —, da sie das Unbedingte suchten, zusammen mit ihm „die Dinge“. Während sie um des Einen Notwendigen willen alles aufgaben, wurde ihnen zu diesem Einen und Einzigem auch alles übrige hinzugegeben. Der Platz zu den Füßen des Herrn, den sie erwählten, erwies sich wirklich als ihr Platz am Herzen der Welt.

II.

Ihr gehört Christus

Auf dem Weg der Sammlung gibt es keine Vereinsamten, keine Einzelgänger. Weil es der Weg vom Belanglosen zum Wesentlichen, vom Zufälligen zum Notwendigen, ja zu dem uns einzig notwendigen Gott ist, gehen ihn, verborgen oder sichtbar, alle Geschöpfe mit. Wer sich sammelt, der ist, wie schon der sprachliche Ausdruck zu verstehen gibt, ins Ganze des Seienden versammelt. Wer sich wie die zum Symbol des beschaulichen Lebens gewordene Maria Jesus zu Füßen setzt, um sein Wort zu hören, der vernimmt mit dem Gotteswort zusammen auch seinen kreatürlichen Widerhall in den Dingen; dem gehört, eben weil er ein Hörender ist, die ganze von Gott geschaffene Welt. Und eben darin besteht die erste überwältigende Erfahrung des beschaulichen Menschen: da er sich vor dem Andrang des Allzuvielen in die Abgeschiedenheit seines „Kämmerleins“ zurückzog, sprangen vor seinem staunenden Auge unversehens die Türen zu allen Dingen auf. Für seine Abkehr vom alltäglichen Betrieb mit seinen Sensationen sieht er sich mit dem Geheimnis der ganzen Welt beschenkt. Nie fand dieser beglückende *Umschwung* einen

so lebendigen und überzeugenden Ausdruck wie im Leben des Armen von Assisi, der die lockende Karriere seiner Jugendträume aufgibt und in der Nachfolge des armen Herrn jene überquellende Gottes- und Seinsliebe erlernt, die schließlich sogar zu Feuer und Wasser, Mond und Sonne Bruder und Schwester sagt. Seitdem haben sich viele auf die vom „Sonnengesang“ des heiligen Franziskus intonierte Weltmelodie eingestimmt, um sie in ihrem eigenen Sprechen und Singen weiterzutragen. Im kosmischen Geläut, das durch die Dichtung der Romantik geht, ist davon ebenso ein Nachklang zu hören wie in den vielfachen Bemühungen um eine echte Seinsfrömmigkeit. Nicht in allen, aber in vielen dieser Zeugnisse weht unverkennbar der Geist der Sammlung. Und doch erklingt in ihnen die große Melodie, am Sonnengesang gemessen, meist nur noch wie gebrochen. Woher diese seltsame Verfremdung? Die Antwort kann nur lauten: sie blieben dem Gesetz der Sammlung nicht treu; sie wollten ein Verweilen, wo doch nur ein Weg war.

Wie jedes Glück, stellt auch das Seinsglück, mit dem das beschauliche Leben den betenden Menschen belohnt, vor eine *Aufgabe*, vor der er bestehen, aber auch versagen kann. Der Weg der Sammlung hat eben nichts, aber auch gar nichts gemein mit den ausgetretenen Pfaden, die der auf Sicherheit bedachte Alltagsmensch bevorzugt. Als Weg nach oben ist er nicht nur steil und mühsam, sondern auch voller Gefahren. Zumal dort, wo er unversehens den Blick auf die Herrlichkeit der Schöpfung freigibt, stellt sich bisweilen der Anreiz ein, die Mühe des weiteren Anstiegs mit dem Genuss des Gewährten zu vertauschen. Es ist dies jene für die beginnende Gebetserfahrung typische Versuchung, die Henri Bremond mit einem Seitenblick auf Pascal und die Lehrer von Port Royal als die „panhedonistische“ kennzeichnet: die ebenso naheliegende wie gefährliche Illusion, die das aus den Gründen der Sammlung aufsteigende Seinsglück für den Inhalt nimmt; die Verwechslung des Rastplatzes mit dem Ziel. Doch muß sich die Fehlentscheidung keineswegs immer darin äußern, daß der Beter über dem, was ihm hinzugegeben wird, seine wahre Aufgabe vergißt. Sie kann auch die Form eines magischen Mißbrauchs annehmen, wie sie etwa Martin Buber in seiner Chronik „Gog und Magog“ mit der Gestalt des Sehers von Lublin verdeutlicht, der aus der Vollmacht des Gebetsaktes heraus eine Wende der Weltgeschichte herbeizuführen sucht. Mit dieser Absicht irrt er ebenso weit vom Weg der Sammlung ab wie der Panhedonist mit der Ausflucht in den Genuss. Was aber ist uns mit der Gabe des Seinsglücks wirklich aufgegeben? Wozu sollen wir uns entscheiden?

Zu nichts anderem als zu dem, was Sammlung immer schon ist: ein *Sitzen zu den Füßen Jesu*. Doch dazu jetzt aus *neuen Antrieben* und in einem *neuen Bewußtsein*. Hatte das Bild der Mariengestalt zu den Füßen des Herrn zunächst nur zum Akt der Sammlung verholfen, so muß es ihn von jetzt an als Inhalt prägen. Wir müssen nun selbst in das Bild eingehen, das uns vor Augen steht; wir müssen zu werden suchen, was wir schauen. Denn der Reichtum, mit dem sich unsere leeren Hände füllten, will von eben diesen Händen zu seinem ewigen Ursprung zurückgetragen werden. Das aber besagt: Die Zusicherung „Alles gehört euch“ wendet sich um in die Mahnung „Ihr aber gehört Christus“! Darauf strebt das betende Vernehmen des göttlichen Wortes hin, darin gewinnt es Gestalt und Dauer: daß wir Christus angehören. Und darin besteht dann auch die *zweite Phase*, die der Weg der Sammlung

durchmißt. Sich sammeln, das geht ja, wie wiederum bereits das Wort erkennen läßt, im Gegensatz zu den flüchtigen Akten und Reaktionen, in denen wir uns ständig verzehren, auf etwas Bleibendes, Zuständliches, das im ruhelosen Wechsel beharrt. Doch ist es besser und richtiger, darüber das wegweisende Bild selbst zu befragen, zumal das „Sitzen zu den Füßen Jesu“ zu den Grundvorstellungen des Lukasevangeliums zählt und darin leitmotivartig wiederkehrt. Wie Maria kauert sich auch die Sünderin beim Gastmahl des Pharisäers zu den Füßen Jesu nieder, um sie mit ihren Tränen zu benetzen und mit ihren Haaren abzutrocknen (Lk 7, 36 ff.). Wie Maria sitzt auch der Besessene von Gerasa zur Verwunderung der Augenzeugen geheilt und klaren Sinnes zu den Füßen des Herrn (Lk 8, 35). Deutlicher noch als die Mariengestalt selbst zeigen diese beiden Geretteten, was es heißt, zu den Füßen Jesu das Eine Notwendige finden. Da sie in den Lichtkreis Jesu eintraten, fiel das Entfremdende und Verstörende, Sünde und Wahnsinn, wie Masken von ihren Gesichtern ab, so daß ihre wahren Züge wieder erkennbar wurden. Aus Selbstentfremdung und Verfall finden sie wieder ganz zu sich, doch so, daß sie den Quellgrund dieses neuen Selbststeins fortan in Christus haben. Auch wenn die Büßerin wieder in die Anonymität des Alltags zurückkehrt, wird sie doch nie mehr aufhören, für Gott und seine in Christus erschienene Liebe dazusein. Und wenn der vom Wahn Geheilte, wie ihm ausdrücklich aufgetragen wird, seine Wege geht, wird er doch mit seinem Innersten für immer dort verweilen, wo er Rettung fand. So bedeutet das „Sitzen zu den Füßen Jesu“, an diesen Schlüsselgestalten des Wortes abgelesen, nichts anderes als den Anschluß an Christus, der aus Unfreiheit und Sünde zu wahrrem Selbstsein führt und sich in der Hingabe an den Retter erfüllt, oder einfacher gesagt: die *befreieende Zugehörigkeit zu Christus*.

So gesehen setzt sich die Schilderung der drei Motivgestalten unmittelbar in die drei Gleichnisse fort, mit denen das Lukasevangelium den Gegensatz von Verlorenheit und Zugehörigkeit ausdeutet. Wie die Szene im Haus von Maria und Martha zählen auch sie zum lukanischen Reisebericht, Perlen jener ergreifenden Schilderung, in der uns der Herr auf seinem Todesweg nach Jerusalem vor Augen tritt. Es sind die Gleichniserzählungen von der verlorenen Drachme, vom verlorenen Schaf und dem verlorenen Sohn (Lk 15, 8 ff.; 1—7; 11—32). Vom Kehricht des Hauses verdeckt, hat die Drachme jeden Wert und Sinn verloren. Sich selbst überlassen, muß das verlaufene Schaf in der Steppe zugrundegehen. In dritter und höchster Steigerung wiederholt diese Erkenntnis die Parabel vom verlorenen Sohn. Nur scheinbar war er in der selbstgewählten Fremde frei. Und schon bald verkehrte sich seine vermeintliche Selbständigkeit in schmachvolle Knechtschaft und bitterstes Elend. Dafür geht ihm auf diesem Tiefpunkt seines Lebens die entscheidende Einsicht auf: Die Ordnung des Vaterhauses war keine Schranke und das dort herrschende Gesetz keine Fessel. Denn nur in der Geborgenheit beim Vater war Leben und nur in der Zugehörigkeit zu ihm wahre Freiheit.

Zug um Zug gilt das von der Erfahrung der Sammlung, zumal aber von jenem Umschwung, den das Wort „Ihr aber gehört Christus“ bezeichnet. Jetzt verstehen wir, daß der Weg der Sammlung statt der vermeintlichen Flucht vor der Wirklichkeit in Wahrheit die echte Einkehr bei ihr besagt. Denn jene scheinbare Fülle, die in die Ferne lockte und Genuß, Macht und Ehre versprach, enthüllt sich als das

Gegenteil von alledem: Verelendung, Knechtschaft, Gier nach den Treibern der Schweine. Nein, die Wirklichkeit erwartet uns nicht dort, wo Sensationen angeboten und Machtstellungen ausgehandelt werden. Sie erwartet uns im Vaterhaus, das man über die Schwelle der Sammlung betritt. Wir finden sie, für uns längst bereitgestellt, an unserem Platz zu den Füßen Jesu.

Doch was heißt es nun konkret, diesen Platz betend einnehmen, an ihm Stand fassen, von ihm her leben und sein? In der Sprache der drei Gleichnisse ausgedrückt: sich der Hut des Guten Hirten übergeben; sich zum Sohn des Vaters annehmen, mit seinem Ehrengewand bekleiden und seinem Ring schmücken lassen. Auf die Gebetserfahrung übertragen aber bedeutet das: sich jenem hohen Augenblick nicht versagen, in welchem die eigene Initiative zurücktritt und *Gott selbst die Führung unseres Betens übernimmt*. Denn die Zugehörigkeit zu Christus beginnt nur mit einem Akt der Unterwerfung, in dem wir ihm zu Füßen legen, was uns auf dem Weg zu ihm an kreatürlichen Reichtümern zugelegt wurde. Sie besteht und gewinnt Dauer, indem *Er uns und unsere Gabe zu eigen nimmt*, indem Er uns zu den Seinen macht. Das ist jene Neuordnung des Menschseins, die den Besessenen von Gerasa dadurch vernünftig werden läßt, daß er von Jesus angeblickt ist und in seinem Lichtkreis lebt; es ist jene Neuordnung durch die Liebe Christi, die das Leben der Büßerin von Grund auf verwandelt und mit neuem, heiligem Sinn erfüllt. Es ist jene Erneuerung durch das Wort Gottes, die Maria zu den Füßen des Meisters an sich erfährt.

Aber läßt sich das überhaupt noch vom *betenden Menschen her mitvollziehen?* Oder verschweigt es sich nicht vielmehr ganz ins unverfügbare Gnadenwalten Gottes hinein? Wenn es wirklich Gottes Wille ist, daß seine *Gnaden* unsere *Verdienste* werden, wie das Konzil von Trient, eine tiefsinngige Formulierung des patriarchischen „*Indiculus de gratia Dei*“ aufgreifend lehrt, dann muß der geheimnisvolle Austausch, in welchem Christus das Gesetz unseres Betens an sich nimmt, auch einen *Reflex in der menschlichen Gebetserfahrung* haben. Worin er besteht, sagt wiederum die Parabel vom verlorenen Sohn, wenn sie die feierliche Einkleidung des Heimgekehrten durch den hochbeglückten Vater schildert: Holt schnell das beste Kleid und zieht es ihm an; legt einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße! Es ist nicht schwer, die Bildsprache des Gleichnisses in das Vokabular der christlichen Innerlichkeit zu übersetzen. Denn gerade dem betenden Christen muß es einleuchten, daß er, gleich dem älteren Sohn der Parabel, am Entscheidenden vorbeigeht, solange er der Sohnschaft, die ihn adelt, nicht auch *bewußt* wird. Den Schlüssel zu diesem neuen Selbstverständnis aber findet er dort, wo sich die zuständliche Zugehörigkeit zu Christus je und je zurückverwandelt in das dialogische Hören seines Wortes. Es ist der alles Beten durchwaltende Geist Christi selbst, der ihm mit seinem Zuspruch das entscheidende Stichwort gibt. „Wir wissen ja nicht, um was wir bitten sollen, wie es sich gebührt. Da tritt der Geist selbst für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern“ (Röm 8, 26). Indem er sich unseres Betens annimmt, „bezeugt der Geist es unserem Geist, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi“ (8, 16 f.).

Das also ist das Siegel, an dem wir unserer Zugehörigkeit zu Christus innenwenden, und als Siegel zugleich auch das Wort, in welchem sie sich am ursprünglichsten verlautbart: unsere *Gotteskindschaft*. Als Gemeinschaft mit der menschgewordenen

Liebe Gottes kann uns die Zugehörigkeit zu Christus unmöglich in jener Distanz belassen, aus der etwa der Beter in altchristlichen Basiliken zum Pantokratorbild des ewig Thronenden aufschaut. Vielmehr geht sie ihrem ganzen Wesen nach darauf aus, uns der Lebensform des Gottessohnes anzunähern, damit wir das Dasein aus seiner Sicht sehen und in seiner Gesinnung annehmen lernen. Darum verwandelt sie das Sitzen zu seinen Füßen jetzt schon in ein, wenn auch noch so verborgenes *Zusammenthronen mit ihm* auf dem Thron seiner Herrlichkeit. Dieser Anverwandlung entspricht es auch, daß das Bewußtsein der Gotteskindschaft den Beter wie ein personaler Hulderweis überkommt, statt ihm wie bei den sonstigen Erleuchtungen nur nach Art einer Einsicht aufzugehen. Wenn irgendwo, dann fühlt er sich an dieser Stelle seines Weges — gleich dem Seher der Apokalypse — von der Rechten des erhöhten Herrn berührt und von seinem Trostwort „Fürchte dich nicht! Ich bin es“ aufgerichtet (Apk 1, 17).

Wer in den Lichtkreis dieses aus der Selbstmitteilung Christi geborenen Bewußtseins eintrat, wird sich weder zu ekstatischen Erfahrungen hingerissen noch zu aktivistischer Bekundung seines neuen Selbstverständnisses gedrängt fühlen. Oberflächlich beurteilt, wird sein Verhalten womöglich eher „weltlich“ als betont „geistlich“ wirken. Doch wird in seinen Worten etwas widerklingen von jener göttlichen Stimme, der sich die Herzen auftaten, und unter seinen Händen werden, wie unter den Händen Christi, die Dinge wie aus knospenhafter Verschlossenheit aufblühen und sich einfügen in den Kreislauf des in Gott entspringenden und zu ihm zurückströmenden Heils. So wird er, den Geretteten des Evangeliums gleich, in allem, was er sagt und tut, von dem Zeugnis geben, dem er gehört und dem angehörend er erst wahrhaft zu sich selber fand.

III.

Christus gehört Gott

Von den Gestalten, die das Lukasevangelium zu den Füßen Jesu sitzend schildert, ist der Besessene von Gerasa in die hohe Literatur eingegangen. Dostojewskij hat die fast ins Groteske gehende Szene seinem großen zeitkritischen Roman „Die Dämonen“ als Motto vorangestellt. Und um ja keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß es sich um den Schlüsselgedanken des Ganzen handelt, läßt er den Text am Schluß des Werkes noch einmal zu Wort kommen. Sterbend sieht Stepan Trophimowitsch, durch seinen unverbindlichen Liberalismus selbst ein Totengräber der zusammenbrechenden Ordnung, in dem Bericht von der Heilung des Besessenen und vom Ende der von den Teufeln gehetzten Schweineherde in den Fluten des nahen Sees die Deutung nicht nur seines eigenen Schicksals, sondern auch der ganzen von ihm mitverursachten Katastrophe. Die von wilder Raserei ergriffenen Schweine, die sich kopfüber ins Verderben stürzen, gelten ihm in der Klarsicht des nahen Todes als ein Gleichbild seiner selbst und der skrupellosen Praktiker seiner Ideen. Ihnen bleibe, so scheint ihm, nichts anderes mehr, als sich wie die rasenden Tiere in den tödlichen Abgrund zu werfen. Aber der Kranke, das unzerstörbare heilige Russland, werde sich dann, von seinen Dämonen befreit, gesund „zu den Füßen Jesu setzen“. Das ist seine Hoffnung, die sogar das selbstgesprochene Todesurteil überstrahlt.

Man braucht die in zwanzigjähriger Bemühung vollendete Dramatisierung der Dämonen durch Albert Camus nicht zu kennen, um das Menetekel zu sehen, das uns diese Sterbeszene vor Augen zeichnet. Denn wir spüren ja alle, deutlicher oder auch nur unterschwellig, den Sturz der Dämonen, der alles, was ihm in den Weg kommt, Menschen und Werte, mit in den Abgrund reißt. Und was dabei am schwersten fällt: niemand von uns vermag etwas, und sei es auch nur in Form von ersten Anzeichen, von der großen Heilung zu erkennen, zu der sich Dostojewskij so zuversichtlich bekannte. Wird sie je als geschichtlich zu verzeichnendes Ereignis eintreten? Oder wird es, wie schon Paulus urteilt, nur eine Rettung „wie durch Feuer“ geben, die Rettung im Gericht des Jüngsten Tages? Behielte demnach Dostojewskij's jüngerer Freund Wladimir Solowjew recht, der um die Jahrhundertwende, selbst schon vom Tod gezeichnet, den „Dämonen“ einen Epilog in Gestalt seiner „Kurzen Erzählung vom Antichrist“ folgen ließ, die sich die Lösung des großen Weltkonfliktes erst von der Wiederkunft Christi verspricht? Wie dem immer sei; die literarische Ausdeutung des Bildwortes vom „Sitzen zu den Füßen Jesu“ weist einen unübersehbaren Zug ins *Eschatologische* auf. Sie sieht das, was zu den Füßen des Herrn beginnt, erst durch seine machtvolle Parusie vollendet.

Gilt das auch für die Anwendung des Bildwortes auf das Gebet? Überschreitet der Weg der Sammlung am Ende mit seiner letzten Teilstrecke die Grenze der Zeitlichkeit ins *Endzeitliche* hinein? Wer sich vom Gedanken der Zugehörigkeit leiten lässt, wird von vorneherein eine bejahende Antwort erwarten. Ist denn nicht jedes Gebet, ob wir darum wissen oder nicht, ein *Vorgriff auf die endzeitliche Gottesordnung?* Hat uns nicht der Herr selbst die große Vaterunserbitte in den Mund gelegt: Zu uns komme dein Reich? Doch hören wir zuerst, wie das Leitwort des ersten Korintherbriefes, das den Sinn unserer Zugehörigkeit zu Christus entfaltet, seine Gedankenreihe zu Ende führt. „Alles gehört euch“, hatte es den von Christus Ergriffenen zugesichert, um diesen ersten Aspekt alsbald in den anderen, zentralen aufzuheben: „Ihr gehört Christus“. Nun vollzieht es abermals eine Wende, indem es als Drittes hinzufügt: „Christus aber gehört Gott.“

Hatte schon das mittlere Wort — „Ihr gehört Christus“ — die Verwirklichung des Gebets aus unseren Händen genommen, um sie ganz und gar dem Herrn und Ziel des Gebetsaktes zu übergeben, so bedeutet dieses Schlußwort eine weitere und äußerste Entrückung. Denn damit wird das, was mit der menschlichen Hingabe an Gott begann, endgültig *auf Gott selbst zurückgenommen* und in sein trinitarisches Lebensgeheimnis versenkt. Das aber besagt, daß die Sammlung in letzter und wesentlichster Sicht nicht oder doch nicht im Vollsinn die Tat des Menschen ist, sondern die des schaffenden und vollendenden Gottes: die Vollendungstat Gottes, der nach dem Wort des Hebräerbriefes seine Sabbatruhe am Ende der Zeiten unterricht, um die von ihm erschütterte Welt zu verwandeln und die verwandelte heimzuholen in seine Herrlichkeit (vgl. 12, 26 f.).

Aber *will* denn Sammlung, im Blick auf dieses eschatologische Geschehen gefragt, überhaupt *die Tat?* Ist sie nicht vielmehr, wie es die traditionelle Gegenüberstellung von *vita activa* und *vita contemplativa* nahezulegen scheint, das Gegenteil davon: Muße und Ruhe? Um darüber ins klare zu kommen, ist es gut, in Form einer Rückschau auf die erste Wegstrecke noch einmal den Sinn jener überraschenden Bereiche-

rung zu bedenken, die den Beter dem Anschein der Vereinsamung zum Trotz beglückte. Was geschah, um es wiederum mit Novalis zu formulieren, als er auf dem Weg zum Unbedingten unversehens die Dinge, ja die Fülle des Wirklichen fand? Die Antwort kann nur lauten: in diesem gänzlich Unvermuteten ging eine schon immer gehegte Sehnsucht in Erfüllung. Die Sehnsucht, den Dingen und Ereignissen einmal ganz anders beizukommen, als uns das sonst möglich ist. Nicht auf dem Weg der Aktivität, wo tausend Griffe nötig sind, von denen doch keiner das Ganze in Griff bekommt, sondern in einem einzigen Akt, der unseren Gestaltungswillen voll und ganz am Ganzen ausrichtet. Auch nicht so, daß dieser Wille das Gegebene wie sonst übermächtigt und es in seine Dienstbarkeit zwingt, sondern nach Art eines Einvernehmens, das einem jeden sein Eigensein beläßt und es dadurch um so sicherer zu der erwünschten Leistung hinlenkt. In alledem ist dann aber doch, und zwar mit aller Entschiedenheit bestätigt, daß die Sammlung wirklich *die Tat will*. Es ist ein, wenn auch weit verbreitetes Mißverständnis zu meinen, daß sich der Beschauliche jedes tätigen Einflusses auf die Verhältnisse enthält. So sehr er zum aktiven Typus in einem tiefgreifenden Gegensatz steht, so geht er mit ihm doch im grundsätzlichen Willen zur Weltverantwortung einig. Nur verspricht er sich wenig oder nichts von jenen Angriffsflächen, die das alltäglich begegnende Dasein bietet. Um so mehr ist es ihm aber darum zu tun, dort einen Zugang zur Mitwirkung zu gewinnen, wo Gott selbst die Welt und ihre Geschehnisse in Händen trägt. Und es gehört nicht zuletzt zu seinen beglückenden Erfahrungen auf dem Weg der Sammlung, daß sich ihm, kaum daß er sich dem Tumult des Alltags mit seinen rivalisierenden Interessen und Kräften entzog, dieser wesentlichere Zugang auch schon erschloß. Denn er fand in Gott gerade nicht, wie er wohl zunächst vermutete, eine Idee im Glanz jenseitiger Unwirklichkeit, sondern das wirklich Wahre und als solches auch wahrhaftig Wirkliche, darin dann aber auch den Schlüssel zu jeder kreatürlichen Wirklichkeit.

Dort Zugang zur Wirklichkeit suchen, wo sie Gott selbst in den Händen trägt, heißt aber für den gläubigen Menschen immer auch: *das eigene Interesse am Geschehen mit in die Gotteshände legen*, von Gott die Gestaltung und Vollendung der Dinge erwarten. Diese Übereignung des menschlichen Gestaltungswillens an Gott lehrt ein Zweifaches: Einmal, daß Sammlung letztlich *das Werk Gottes* ist; zum andern, daß sie am Ende tatsächlich *ins Eschatologische* hinausweist.

Das Erste leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, was Gebet, was Sammlung bewirkt und ist. Von der Sammlung sagen wir, sie bahne einen Weg zum zugleich Innersten und Äußersten, zum göttlichen Grund und Ziel unseres Daseins. Und das Gebet deutet eines der schönsten Worte der Kirchenväter als den Aufstieg des Geistes zu Gott (Nilus von Ancyra, bzw. Evagrius Ponticus, De oratione, c. 35). Wer das vom Gebet behauptet, muß sich im gleichen Atemzug die menschliche Unfähigkeit dazu eingestehen. Denn was soll uns zu Gott emportragen: Der Schwung unseres Denkens? Oder die Flügel unserer Sehnsucht? Oder nicht vielmehr Er selbst, der als Ziel der Gebetsbewegung auch ihre tragende Kraft ist? Denn das ist ja die Gebetserfahrung von Anfang an, daß wir mit jedem unserer Worte nur beantworten, was wir bereits vernommen haben, und in all unserem Zutun nur zurückerstatzen, was wir zuvor schon empfingen. Darum gilt vom Weg der Sammlung, und von ihm zumal, was Jesus von jedem menschlichen Weg zu Gott hin sagt: Ich bin der

Weg. Das heißt dann aber auch wirklich, daß das Gebet in seinem innersten und heiligsten Bezirk das Werk Gottes, die ewige Antwort des Sohnes an den Vater ist. Oder, in der Sprache der Evangelien ausgedrückt: alles Beten mündet mit seinen höchsten Intentionen ein in das Hohepriesterliche Gebet, in welchem Jesus als Anwalt aller Erlösten vor das Antlitz des Vaters tritt. Was je ein Menschenherz sich selbst und anderen erbitten kann, ist zugleich bestätigt und überholt von diesem Gebetswort des Gottessohnes, der mit der Inständigkeit des ewig Geliebten für sich und uns die ihm ewig zustehende Herrlichkeit beim Vater beansprucht.

Einzigartig wie der Sinn ist auch der Ort dieses wahrhaft hohenpriesterlichen Gebets. Hier spricht Jesus nicht wie sonst im Kreis der Seinen, sondern auf der Schwelle von Welt und Überwelt, ja schon eher im Rückblick vom Drüben ins Hier. Daraus erhellt aber auch schon das Zweite, das sich auf der letzten Wegstrecke der Sammlung immer deutlicher abzeichnet: der Zug ins Eschatologische. Was Jesus sich und den Seinen erbittet, gehört schon nicht mehr der gegenwärtigen Ordnung der Dinge an. Es zielt vielmehr auf jene endzeitliche Vollendungstat des Sohnes, von welcher der erste Korintherbrief, seine Entfaltung der christlichen Zugehörigkeit krönend, erklärt: Wenn ihm aber alles unterworfen ist, dann wird auch der Sohn selbst sich dem unterwerfen, der ihm alles unterwarf, damit Gott sei alles in allem (15, 28). Dann wird erst offenbar, was der Satz ‚Christus aber gehört Gott‘ in seinem Vollsinn meint und worauf jeder einzelne Gehorsamsakt im Leben Jesu immer schon hinwirkte. Und in diesem ‚Gott alles und in allen‘, in dem mit dem Sohn die ganze Schöpfung heimfindet in ihre Zugehörigkeit zum Vater, vollendet sich dann auch, was mit dem ersten Schritt auf dem Weg der Sammlung und seiner beglückenden Seinserfahrung begann.

Besorgte Stimmen haben über die waffentechnische Entwicklung unserer Zeit geurteilt, daß sie eine maximale Annäherung an den jüngsten Tag herbeigeführt habe. Niemand kann wissen, wieviel Wahrheit und wieviel Täuschung sich in diesem Urteil verbirgt. Aber das eine wissen wir, daß es außer dieser katastrophalen Annäherung auch einen legitimen Vorgriff auf die endzeitliche Gottesordnung gibt: den Weg der Sammlung. Wer sich wie Maria zu den Füßen Jesu niederläßt, um seinem Wort zu lauschen, hat, soweit es an ihm liegt, die faktischen Verhältnisse auf jenen Vollendungszustand hin überholt, wo die Welt endgültig heimgeführt ist in den Lichtkreis der ewigen Liebe. Indem er sich der „gückseligen Muße“ der Sammlung hingibt, hat er am Werk der consummatio mundi mit Hand angelegt. So ist er, gerade im schweigenden Verweilen, der wahrhaft Wirkende, mit Thomas von Aquin gesagt: *ex abundantien contemplationis activus*.